

Wöchentliche Beilage zur Chorner Ostdeutschen Zeitung.

N^o 28. 1892.

Der Moorhof.

Roman von Ferdinand Hermann.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

11.

Am Rathhausplatze in der Kreisstadt stand eine Reihe uralter, verwitterter und haufälliger Häuser, die vor vielen Jahrzehnten, da man noch nichts von den wunderbaren Zauberkraften des Dampfes und der Elektrizität ahnte, manchem vornehmen Fremden als Absteigequartier gebietet haben mochten.

Ueber der Thür des einen Gebäudes, des ältesten und unansehnlichsten von allen, hing noch an verrosteter Stange das alte Wirthshauschild mit dem naturgeschichtlich höchst merkwürdigen himmelblauen Löwen, dessen Umrisse freilich unter der Jahrzehnte langen Einwirkung von Regen und Sonne einigermaßen verschwommen und unklar geworden waren; und dort pflegten dann auch noch immer allwöchentlich einige von den Landleuten einzukehren, welche aus den Dörfern der Umgegend kamen, um die Früchte ihres Fleißes in der Stadt zu Markte zu bringen.

Sonst hatte der „Blaue Löwe“ nur sehr geringen Fremdenzuspruch. Mit der Eisenbahn zugleich waren ja auch in der Kreisstadt moderne Gasthöfe entstanden, welche der alten, dürftigen Herberge die Lebenslust nahmen, und ein Reisender mußte schon mit bedenklich schmalen Geldbeutel behaftet sein, wenn er sich entschloß, die ausgetretenen Steinstufen zu dem verwitterten Hause emporzuklimmen. In dem kleinen Gastzimmer ging es mit Ausnahme der Markttage zumeist sehr stille zu, denn die einzige, trübe

brennende Petroleumlampe, welche da von der geschwärzten Decke herabhing, warf ihr mattes Licht auf leere Bänke und Stühle. Die alte, dicke Besitzerin des Gasthofes, ein halberblindeter, wohlgenährter Kater, der über alle Thorheiten eines Katenaseins sicherlich längst hinaus war, und ein verdrießlicher grüner Papagei, der durch irgend einen Zufall hierher gerathen sein mußte, machten dann die ganze Gesellschaft in der Schänkstube aus. Gewöhnlich schliefen sie alle Drei, und dann war es allein die alte Kastenuhr in der Ecke neben

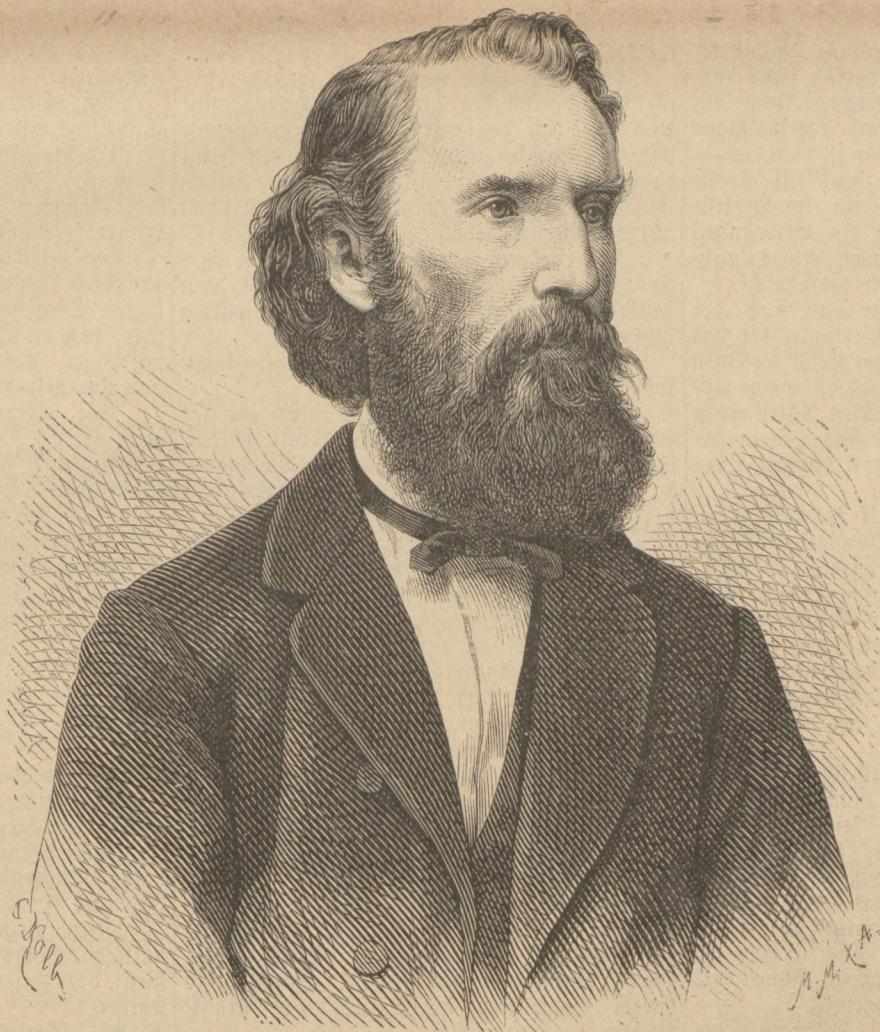
der Thür, welche mit ihrem einknigigen Tictact die melancholische Stille unterbrach.

Heute aber wurde die altgewohnte abendliche Ruhe der wackeren Frau Habermann durch ein ungewöhnliches Ereigniß gestört. Ein Fremder, der mit dem letzten Zuge angekommen sein mußte, klonn die unbequeme, steinerne Treppe zum „Blauen Löwen“ empor und trat, nachdem er sich auf dem Hausflur vergebens nach einem dienstbaren Geiste umgesehen hatte, in das Schänckzimmer ein.

Der Kater war es, der durch seinen Gruß zuerst geweckt wurde. Blindelnd betrachtete er den Eindringling mit seinem einzigen, grünlich schimmernden Auge, streckte dann behaglich die steifen Glieder und rieb sich so lange an dem Kleide seiner leise schnarchenden Herrin, bis auch diese mit einiger Anstrengung aus den Armen des Traumgottes frei geworden war. Verwirrt und verschlafen starrte sie auf die ungewohnte Erscheinung des Fremden.

„Wenn ich mich hier wirklich in dem Gasthose zum ‚Blauen Löwen‘ befinde,“ sagte dieser in dem Ton und der Haltung eines gebildeten Mannes, „so möchte ich Sie bitten, mir ein Zimmerchen für die Nacht anweisen zu lassen und mir einen bescheidenen Ambiß herzurichten. Man hat mir Ihr Haus als einfach und billig empfohlen.“

Frau Habermann richtete sich mit einem tiefen Seufzer aus ihrer bequemen Lage auf. Sie liebte die Anstrengungen nicht, und der späte Gast sah nicht aus, als ob große Reichthümer an ihm zu verdienen wären. Sein Anzug war sauber und anständig, doch immerhin schon recht abgetragen, und wenn die Reisetasche, welche er in der Hand hielt, sein ge-



Karl Bartisch. (S. 219)

sammtes Gepäck darstellte, so lag darin für seine Zahlungsfähigkeit auch nicht gerade eine sehr beruhigende Gewähr. Aber die brave Frau erfüllte nichtsdestoweniger ihre Pflichten als Wirthin.

„Eine!“ rief sie mit ihrer fettigen Stimme in den hinter der Gaststube gelegenen dunklen Raum hinein, „überzieh' doch 'mal schnell das Bett in Nummer fünf! Es ist ein Fremder gekommen.“ Und indem sie sich erst jetzt gegen diesen selbst wandte, fügte sie hinzu: „Einstweilen müssen Sie sich's mit Ihrer Handtasche hier unten bequem machen. Es ist heute nicht der Tag, wo wir Gäste bekommen, und das Zimmer ist darum noch nicht in Ordnung. Was aber das Essen anbetrifft, so könnte ich Ihnen höchstens einen Eierkuchen oder Rührei mit Schinken machen, auch Suppe vom Mittag her ist noch vorhanden. Ist Ihnen das recht?“

„Gewiß, liebe Frau. Ich bin wenig hungrig und noch weniger verwöhnt. Selbst ein Bissen Brod und ein Glas Bier würden mir vollauf genügen.“

Er schob seine Reisetasche unter einen Tisch und ließ sich auf eine der Bänke nieder, deren hartes Polster vielfach geslickt und verblichen war. Die Wirthin aber, welche unter wiederholtem Seufzen in dem hinteren Raume verschwunden war, kehrte nach Verlauf einer Viertelstunde mit vor Anstrengung gerötheten Wangen zurück, um neben dem verlangten Glase Bier auch einen Teller mit Rührei und Schinkenschnitten vor den Fremden niederzusetzen.

„Wünsche wohl zu speisen!“ sagte sie. „Es ist heute nicht der Tag, wo wir Gäste bekommen, und wir sind darum nicht auf besondere Mahlzeiten eingerichtet.“

Sie machte sich erst jetzt die Mühe, den Besucher etwas genauer anzusehen, und fand, daß er trotz des mächtigen grauen Vollbarts, der ihm nicht gut stand, und trotz einer entstellenden Binde über dem rechten Auge ein kluges Gesicht mit feinen und regelmäßigen Fügen hatte.

„Kommen Sie von weit her?“ fragte sie mit der Vertraulichkeit, die ihr im Verkehr mit ihren ländlichen Gästen zur Gewohnheit geworden war und mit einem etwas mißtrauischen Blick auf die kleine Reisetasche.

„Nein, ich komme heute nur aus der Hauptstadt,“ entgegnete der Gefragte, der das Essen kaum berührte und einem Stück trockenen Brodes den Vorzug gab. „Es ist meine Absicht, auf einem der benachbarten Güter einen Besuch zu machen. Vielleicht sind Sie in der Lage, Frau Wirthin, mir mit einigen Auskünften gefällig zu sein.“

Der grunzende Laut, mit welchem Frau Habermann zur sichtslichen Genugthuung des Paters ihren alten Platz wieder einnahm, konnte für eine Erklärung ihrer Bereitwilligkeit gelten, und so sprach der Fremde weiter: „Es ist das Rittergut Schönheide, auf welches mich besondere Angelegenheiten führen werden. Sein Besitzer heißt Armbrecht. Wissen Sie vielleicht etwas Näheres von dem Manne und von seiner Familie?“

„Von einem Rittergutsbesitzer? Nein! Solche Leute pflegen bei mir nicht einzufahren. Aus dem Dorfe Schönheide kenne ich wohl Einige, da ist der dicke Piening, der sich immer sein Essen in Papier gewickelt mitbringt, wenn er hier absteigt, und der lahme Rords, der sich jetzt zum vierten Mal verheiratet hat. Aber Armbrecht — Armbrecht, den Namen habe ich nie gehört! Uebrigens scheinen Ihnen die Rührei doch nicht zu schmecken.“

„O, sie sind vortrefflich. Aber ich sagte Ihnen ja, liebe Frau, daß ich nicht sehr hungrig bin.“

Damit war ihre Unterhaltung zu Ende. Der Fremde, der seine kärgliche Mahlzeit schnell beendet hatte, saß mit verschrankten Armen da und blickte unverwandt auf das Zifferblatt der alten Kastenuhr, an welchem doch durchaus nichts Merkwürdiges zu sehen war; Eine, welche sein Zimmer in Ordnung bringen sollte, ließ nichts von sich hören, und Frau Habermann nicht schon wieder recht bedenklich mit dem Kopfe, als ihr die zweite Ueberraschung dieses merkwürdigen und aufregenden Abends zu Theil werden sollte.

Abermals schlürfte nämlich etwas über die Steintreppe und den Flur, die Thür des Gastzimmers wurde geöffnet, und eine lange, hagere Gestalt schob sich hüstelnd über die Schwelle.

„Guten Abend, Frau Habermann. Darf ich ein wenig bei Ihnen ausruhen? Ach, ich bin mehr todt als lebendig!“

Die geplagte Wirthin wandte den Kopf. „Ei, Du lieber Gott, Herr Wendland, wo kommen Sie denn her? Eine, das Bett in Nummer drei! Da kriege ich das Haus voll Fremde, und dabei ist heute nicht einmal der Tag, wo wir Gäste bekommen!“

„Machen Sie sich keine Ungelegenheiten, Frau Habermann. Ich bleibe wohl nicht über Nacht. Nur ein wenig Ruhe — ein wenig Ruhe!“

Ohne den Fremden zu beachten und ohne ihn wohl überhaupt zu sehen, sank der alte Buchhalter neben der Thür auf einen Stuhl, und ein heftiger Hustenanfall erschütterte seinen gebrechlichen Körper.

„Aber Herr Wendland, was machen Sie mir da für Geschichten,“ meinte die Wirthin mit einer Art von Bedauern. „Das ist ganz derselbe Husten, den mein Seliger bekam, als es mit ihm zu Ende ging. Und wie Sie aussehen! Man könnte meinen, Sie hätten schon im Grabe gelegen.“

„Es wird nicht mehr lange währen, bis ich da angekommen bin, Frau Habermann. Und weil ich das weiß, habe ich mich auch über die Brücke geschleppt, ohne in den Fluß zu springen. Es lohnt nicht mehr, zum Selbstmörder zu werden, wenn man ohnedies schon auf der Grenze steht.“

„Na, nehmen Sie mir's nicht übel, das sind lästerliche Reden. Was ist Ihnen denn geschehen? Haben Sie Ihre schöne Stellung wieder verloren?“

„So wissen Sie nicht, daß Herr Kreuzkamp todt ist, daß er ermordet wurde?“

„Ach ja, freilich, nun fällt mir's ein, ich habe die Geschichte ja im Kreisblatt gelesen. Das ist schlimm für Sie, Herr Wendland, da müssen Sie sich also nach etwas Anderem umsehen.“

„Nach etwas Anderem?“ wiederholte er bitter. „Als wenn es für einen Mann von meinem Alter und von meiner Gebrechlichkeit noch etwas Anderes gäbe, als auf der Straße oder im Spital zu verenden. Ich habe seit gestern zur Genüge erfahren, was es bedeuten will, in meiner Lage ohne Brod zu sein.“

Frau Habermann's feistes Gesicht legte sich in sehr verdrießliche Falten.

„Steht es so mit Ihnen? Haben Sie denn gar keine Ersparnisse gemacht?“

„Wie hätte ich die machen sollen? Bei Herrn Kreuzkamp hatte ich Wohnung und Kost; aber das Gehalt, das ich bis zu seinem Tode erhielt, reichte noch nicht einmal hin, um die Schulden zu bezahlen, die ich während der Krankheit und nach dem Tode meines armen Weibes machen mußte. Ich bin in diesem Augenblick ärmer als der ärmste Bettler.“

„So also steht es mit Ihnen, Herr Wendland? Kein Brod, kein Obdach, kein Geld!

Und da fallen Sie mir ohne Weiteres in's Haus und rechnen auf meine Gutmüthigkeit, nicht wahr? Die alte Habermann wird schon dumm genug sein, sich die Last aufzubürden — das dachten Sie doch, wie? Und wenn Sie sich hier auf die Seite legen müssen, wie es doch morgen oder übermorgen der Fall sein wird, wenn Sie mir vielleicht gar unter den Händen sterben — die alte Habermann mag sehen, wie sie damit fertig wird! Ein ganz hübscher Plan, das muß ich sagen!“

Das hagere Gesicht des Buchhalters war noch länger und spikiger geworden während dieser unfreundlichen Rede. Mühsam nach Athem ringend, richtete er sich von seinem Stuhle in die Höhe.

„Ich versichere Ihnen, daß mir solche Gedanken fern gelegen haben,“ stammelte er. „Ich wollte mich ein wenig ausruhen, nichts weiter, und ich — ich bitte um Verzeihung, wenn —“

Ein Schluchzen ersticke seine Stimme, während er auf die Thür zuwankte; aber er hatte diese noch nicht erreicht, als sich die fleischige Hand der Wirthin sehr nachdrücklich um seinen Arm legte.

„Oho, was soll denn das nun wieder heißen? Man wird, doch wohl noch gegen einen guten Bekannten seinem Herzen Luft machen dürfen! Habe ich etwa gesagt, daß Sie gehen sollen? Für heute bleiben Sie da, und morgen werden wir ja sehen, wie der Hase läuft. Dumm ist die alte Habermann nicht, aber hartherzig ist sie auch nicht! Eine, das Bett in Nummer eins! Nummer drei ist ein kleines Loch ohne Fenster. Da können Sie mit Ihrem Husten doch nicht bleiben!“

Sie drückte den Buchhalter wieder auf seinen Stuhl, wozu es freilich keiner großen Anstrengung bedurfte. Dann ging sie an den Tisch des Fremden und bemächtigte sich ohne Weiteres der Schüssel mit den verschmähten Rühreiern.

„Da, Herr Wendland, ich wünsche wohl zu speisen! Etwas Anderes habe ich nicht, denn es ist heute nicht der Tag, wo wir Gäste bekommen. Ich werde Ihnen jetzt eine Tasse Thee kochen. Der hat meinem Seligen auch immer sehr gut gethan.“

Sie verschwand in dem dunklen Hintergrunde. Wendland aber, der erst durch den letzten Vorgang darauf aufmerksam geworden war, daß er nicht mit der Wirthin allein gewesen sei, starrte jetzt auf den Fremden wie auf eine gespenstische Erscheinung.

„Sie betrachten mich so angelegentlich, mein Herr,“ sagte dieser nach einem längeren Schweigen, „finden Sie vielleicht, daß ich einem Ihrer Bekannten ähnlich sehe?“

„Ich bitte um Verzeihung — nein! Und doch, wenn es nicht unmöglich wäre, so möchte ich darauf schwören, daß Sie — halten Sie es nicht für Zudringlichkeit, mein Herr, wenn ich mir erlaube, Sie nach Ihrem Namen zu fragen.“

Der Andere zauderte einen Augenblick, dann aber erwiderte er ruhig: „Ich heiße Dörenberg — Hermann Dörenberg aus Ohicago.“

Der Buchhalter sprang auf. Seine Hände zitterten. Eine gewaltige Aufregung hatte sich seiner bemächtigt.

„Also dennoch — also wirklich! Aber ich habe mich wohl verhört. Sagten Sie nicht Friedrich Dörenberg?“

„Nein, mein Vorname ist Hermann. Ich hatte allerdings einen Bruder, welcher Friedrich hieß; doch dieser ist meines Wissens längst gestorben.“

In tiefer Enttäuschung sentte Wendland das Haupt.

„Ihr Bruder also — und nicht Sie selbst!

Nun ja, ich hätte mir's wohl denken können. Er muß viel jünger gewesen sein als Sie. So graue Haare könnte Friedrich Dörenberg nicht haben, wenn er noch am Leben wäre. Aber die Aehnlichkeit ist wunderbar, ganz wunderbar."

Bei der Erwähnung seines grauen Haars hatte ein schmerzlich-bitteres Lächeln die härtigen Lippen des Fremden umzuckt. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, dann aber sagte er doch wieder mit ganz ruhig klingender Stimme: „Sie haben ihn also gekannt, meinen Bruder Friedrich? Vielleicht sogar sehr genau gekannt?"

„O, ich habe ihn gekannt, Herr Dörenberg, und ich wollte Gott danken, wenn er jetzt an Ihrer Stelle hier vor mir säße."

„Warum das? War er Ihr Freund?"

„Nein! Er hat wohl kaum etwas von meinem Dasein gewußt. Ich aber bin aus Feigheit und Eigennuß behilflich gewesen bei einem erbärmlichen Schurkenstreiche, welcher gegen ihn verübt wurde, und ich könnte vielleicht ruhiger sterben, wenn es mir vergönnt wäre, ihn deshalb um Verzeihung zu bitten."

„So gewährt es Ihnen möglicherweise Erleichterung, sich mir anzuvertrauen. Ich habe die Schicksale des Verstorbenen so genau gekannt, wie wenn es meine eigenen gewesen wären, und Sie werden mir kaum etwas Neues erzählen können. Ich aber bin dann vielleicht in der Lage, Ihnen zu Ihrem Troste zu sagen, daß mein Bruder Ihnen verziehen hat, wie er all' seinen Feinden und Widersachern vergab."

Der Buchhalter schüttelte traurig den Kopf, aber er kam doch zu dem Tische des Fremden und ließ sich ihm gegenüber nieder.

„Sie sagen, daß Sie Alles wüßten; doch das ist nicht möglich. Außer Armbrecht und mir wußte es ja Niemand, nicht einmal Friedrich Dörenberg selbst."

„Nun wohl, ich will nicht in Sie dringen, mir etwas zu offenbaren, das Sie für ein Geheimniß halten."

Der Fremde sprach immer in ruhig freundlichem Tone, mit einer müden, aber angenehmen klingenden Stimme, und gerade diese Stimme schien eine seltsame Wirkung auf Wendland zu üben. Er starrete eine Weile stumm vor sich hin, dann sagte er wie zu sich selber: „Wunderbar, wunderbar! Es ist, als ob ich ihn selber reden hörte, so ist mir seine Art im Gedächtniß geblieben noch nach so vielen Jahren. Wo ist er denn gestorben?"

„In Amerika — in Chicago."

„In der Fremde also! Und vielleicht in Armuth, vielleicht im bittersten Glende, so wie ich jetzt enden werde? O, es gibt eine ewige Gerechtigkeit, ja es gibt einen Richter über den Wolken!"

„Sie dürfen sich beruhigen. Mein Bruder hat allerdings trotz harter und angestrebter Arbeit in der neuen Welt keine Schätze sammeln können, vor dem äußersten Glend aber ist er dennoch bewahrt geblieben."

„Aber er war doch arm. Er hat im Schweiße seines Angesichts um sein tägliches Brod ringen müssen, während der Nichtswürdige, der Betrüger hier im Ueberflusse schwelgte! Und dann ist er gestorben, ohne sein Kind wiederzusehen, ist gestorben, ohne seinen Namen reinwaschen zu können von dem Makel, den ihm ein Glender angehängt. Nein, nein, und tausendmal nein! Ich will nicht länger schweigen trotz all' seiner Drohungen. Mag er mich doch in das Gefängniß sperren lassen oder in's Irrenhaus; was liegt daran, wo ich die wenigen Lebensstage zubringe, die mir noch beschieden sind! Ich will reden und ich werde reden! Sie sind Friedrich Dörenberg's Bruder, und

wenn er auch im Grabe liegt, seine Ehre wenigstens und seinen rechtschaffenen Namen sollten Sie zu retten suchen um seines Kindes willen."

Der verschüchterte, zaghafte Alte schien wie umgewandelt. Er hatte sich in eine immer beständigere Erregung hineingeprochen; und während nun auf's Neue der quälende Husten seinen gebrochenen Körper schüttelte, perlten dicke Schweißtropfen auf seiner Stirn. Mit innigem Mitleid blickte der Andere auf die klägliche Menschengestalt, deren Lebensflämmchen in der That dem Verlöschen so nahe war.

„Sie sollten sich vor allen Dingen schonen," sagte er beschwichtigend. „Wenn Sie mir etwas mittheilen wollen, das auf meinen Bruder Bezug hat, so ist dazu wohl auch morgen noch Zeit genug."

Aber Wendland machte eine entschieden verneinende Bewegung. Es war offenbar, daß ein Fieber in seinen Adern glühte, welches seine geringe Energie krankhaft erhöhte.

„Nein! Ich weiß nicht, ob ich morgen noch leben werde! Auch der Andere, dem ich mein Geheimniß anvertraut hatte, ist über Nacht gestorben. Und er war so viel jünger als ich und stark und gesund! Ist es nicht, als stände dieser Armbrecht mit allen Mächten der Hölle im Bunde? Aber er soll nicht noch einmal triumphiren, er soll nicht, und müßte ich meinen letzten Athem daran wenden, es zu verhindern."

Der Fremde, welcher sich Hermann Dörenberg genannt hatte, mußte wohl einsehen, daß der Leidende jetzt unerschütterlich entschlossen sei, ihm sein Geständniß zu machen, und er bemühte sich nun wenigstens, ihm das Peinvolle desselben nach Kräften zu erleichtern.

„Vielleicht weiß ich dennoch, was Sie mir sagen wollen, und ich fürchte fast, Sie hegen eine zu gute Meinung von Friedrich Dörenberg. Es ist doch nun einmal nicht zu leugnen, daß er damals bei Nacht und Nebel flüchtig wurde, als er sah, daß sein schimpflicher Vanterrort unvermeidlich geworden war."

„Ja, sein schimpflicher Bankerott — der letzte Akt des Intriguenspiels, welches sein kluger Schwager Armbrecht eingeleitet und mit der Schlaubeit eines ausgemachten Teufels bis zu Ende durchgeführt hatte! — O, könnte ich's ihm nur beweisen!"

Der Mann mit dem grauen Barte erhob sein Haupt und in dem unverhüllten Auge sprühte es blickartig auf.

„Was sagen Sie da? Ah, das ist ja unmöglich! Sie haben irgend eine Ursache, Groll gegen Armbrecht zu hegen, und dieser Groll verführt Sie zu falschen Anschuldigungen."

„Nein, bei meinem Seelenheile, ich spreche nichts als die lautere Wahrheit! Ich war in jener Zeit Armbrecht's Buchhalter, und gerade weil er sich hüten mußte, offenbar werden zu lassen, daß er bei dieser oder jener unsauberen Manipulation seine Hand im Spiele gehabt, war er gezwungen, mich zu seinem Vertrauten zu machen. Schritt für Schritt konnte ich den Gang der Ereignisse verfolgen, und ich wiederhole Ihnen, daß Armbrecht mit teuflischer Genauigkeit bis auf den Tag voraus berechnet hatte, wann seine Saat reif werden würde für eine bequeme Ernte. Die Bedrängnisse, welche plötzlich von allen Seiten auf Friedrich Dörenberg hereindrangen — kein Anderer als Armbrecht hatte sie herbeigeführt. Ueberall, wo es eine Verlegenheit, eine Unannehmlichkeit, eine vereitelte geschäftliche Hoffnung für seinen Schwager gab, stand er als Urheber hinter den Kulissen. Und wenn er sich dann nach hundert demüthigen Bitten des geängstigsten und verzweifeltsten Mannes berechtigt finden ließ, ihm eine scheinbare Hilfe zu gewähren, so war es die Hilfe des Bucherers, der sein Opfer

immer fester und immer unentrinnbarer umspinnt."

(Fortsetzung folgt.)

Karl Bartisch.

(Mit Porträt auf Seite 217.)

Der ausgezeichnete Kenner der germanischen und romanischen Literatur des Mittelalters, der Geheime Hofrath und Professor Dr. Karl Bartisch, dessen Bildniß wir auf S. 217 bringen, wurde am 25. Februar 1832 zu Sprottau geboren. Er studirte seit 1849 in Breslau zuerst klassische Philologie, wandte sich aber bald unter Weinhold's Leitung dem Studium der germanischen und romanischen Sprache zu und setzte dieses 1851—1852 in Berlin unter Maxmann, Aufrecht, W. Grimm u. a. fort. Nachdem Bartisch seit 1853 in London, Paris und Oxford die provenzalischen Handschriften der dortigen Bibliotheken durchforscht, ward er 1855 Rustos der Bibliothek des germanischen Museums in Nürnberg und 1858 Professor der deutschen und romanischen Philologie in Rostock. 1871 wurde er als Holzmann's Nachfolger an die Heidelberger Hochschule berufen, wo er seit 1873 auch das Seminar für neuere Sprachen leitete, bis der Tod am 20. Februar 1888 seinem rastlosen und verdienstvollen Wirken ein Ziel setzte. Bartisch's Hauptthätigkeit als Autor bestand in der Herausgabe und Erklärung der gediegensten Dichtungen des deutschen Mittelalters, sowie hervorragender Denkmäler der provenzalischen Literatur, und seine diesem Gebiete angehörenden Werke bilden eine kleine Bibliothek. Er hat sich aber auch durch verschiedene Arbeiten als gemüthvoller Lyriker und begabter Novellist bewährt.

Der Schwanenfang an den Ostsee-Inseln.

(Mit Bild auf Seite 220.)

Der Schmud unserer Weiber, der Höderschwan, kommt noch heutigen Tages im Norden unseres Vaterlandes wild vor. Besonders in abgeschlossenen Buchten der Ostseeküste und der Ostseeinseln nisten die Höderschwäne mit Vorliebe. Sie haben dort von Raubthieren wenig zu leiden, desto mehr freilich von den Menschen, welche sie ihres Fleisches, insbesondere aber der Dunen wegen verfolgen. Alljährlich, bevor die von den Schwänen ausgebrüteten Jungen ganz flügge sind, pflegen die Bewohner der obengenannten Gegenden überall dort, wo die Schwäne recht zahlreich nisten, einen sogenannten Schwanenschlag zu veranstalten. Sie dringen mit Booten zu den Brutplätzen vor, schießen die alten Vögel herunter und erschlagen die Jungen mit Stangen oder fangen sie mit Bootshaken. Das Fleisch der Vögel wird frisch verzehrt oder eingefalzen und geräuchert, und aus dem Flaum der Jungen macht man den sogenannten „Schwanboi" oder Schwanenpelz, einen gesuchten Handelsartikel und beliebten Damenputz.

Der Landstreicher.

Erzählung von L. Maurice.

1. (Nachdruck verboten.)

Drei strolchartig aussehende Burschen wanderten an einem heißen Julitage über die staubige Landstraße dahin, zwei davon mit richtigen Galgenesichtern, wogegen die noch jugendlichen Züge des Dritten, wenn auch ein verwilderter Bart dieselben umrahmte, und das Haupthaar sich wirr unter dem zerknäulten Filz hervordrängte, doch edle Linien zeigten, der Blick von Intelligenz sprach, und auch die Haltung der schlanken Gestalt trotz ihrer augenblicklichen Erschöpfung eine gewisse Ungezwungenheit offenbarte.

„Was hast Du denn in dem Neste drüben vor?" fragte ihn jetzt einer seiner Begleiter, ein langer, hagerer Kerl mit listigen Kalmückenaugen.

„Was werde ich groß vorhaben? Dasselbe wie ihr, Zehrpennige einzusammeln."

„So!" schmunzelte der Lange, und der Dritte, dessen besondere Merkmale eine plumpe, blau und roth schillernde Nase und thränende Augen waren, meinte mit rauher Faselstimme:

„Nein, mein Jungchen, ein vernünftiger Kerl weiß besseren Rath.“

„So! Und worin besteht derselbe?“

„Das bindet man nicht sofort dem ersten Besten auf die Nase. So lange Du zufrieden damit bist, von Thür zu Thür zu laufen, Grobheiten einzustecken oder gar einen Hund auf Dich heben zu lassen, bleibt Dir unsere Kunst verschlossen.“

„Wird schon was Sauberes sein, diese Kunst!“

„Natürlich, besonders für einen so feinen Herrn, der vielleicht früher 'mal mit 'nem silbernen Löffel gegessen hat,“ spottete der mit der Schnapsnase.

Der junge Mensch fuhr auf. Sein Auge blitzte wild. Fast im selbigen Moment be-

ruhigte er sich aber wieder und versetzte dumpf: „Da kannst Du Recht haben.“

Die Anderen brachen in lautes Lachen aus.

„Hihihi,“ trächte der Lange. „Vielleicht gar ein verkleideter Graf oder noch etwas Höheres. Schade, daß wir uns jetzt von ihm trennen, sonst wäre am Ende unser Glück gemacht. Wollen der Herr Graf vielleicht gleich in der Villa da drüben zu betteln beginnen?“

„Wahrscheinlich.“

„Dann wünsche ich dem Herrn Grafen recht guten Erfolg, und daß nicht ein bissiger Köter die schon etwas stark hergenommene Hofe noch schlimmer zurecht.“

Er lüftete mit komischer Grandezza seinen alten Strohhut, während der mit der Säuser-

nase ebenfalls eine tiefe Verbeugung machte. Dann wanderten die Burschen lachend weiter.

Der junge Mensch warf ihnen einen verächtlichen Blick nach und wandte sich einem, der Villa gegenüber auf der anderen Seite der Landstraße liegenden, ziemlich ausgedehnten, von Buschwerk begrenzten Weiher zu.

„Das Wasser ist vielleicht trinkbar,“ murmelte er dabei vor sich hin, „ich habe einen höllischen Durst.“

Er rutschte zu der Fläche hinab, formte aus seinem Filzhute eine Art Becher, schöpfte und trank in langen Zügen. Dann kletterte er wieder die Böschung hinauf und warf sich droben in's Gras.

Jenseits des Weihers stand ein kleines, von reizenden Gartenanlagen umgebenes Schloß.



Der Schwanenfang an den Dstee-Inseln. (S. 219)

Der Stromer blickte hinüber und murmelte: „Da drüben macht sich ein Mädel an einem Nachen zu schaffen. Ob sie hierher will? Das könnte mir passen, da fällt etwas ab; ich kenne das.“

Er stand auf und drückte sich, um nicht gesehen zu werden, tiefer in das Buschwerk.

Die Dame am jenseitigen Ufer hatte den Kahn losgekettet, stieg hinein und trieb das Schifflein in der That nach der Stelle, wo sich der Bursche befand. Es war eine elegant gekleidete, jugendliche Gestalt, die das Rudern mit Geschicklichkeit handhabte. Nun klang ihre glöckenhelle Stimme über das Wasser; sie sang das Scheffel-Mesler'sche Lied: „Das ist im Leben häßlich eingerichtet,“ unterbrach sich aber plötzlich, denn in dem Moment, wo der Nachen an's Land stoßen wollte, trat der Landstreicher aus dem Gebüsch hervor und setzte mit angenehmer klingender Baritonstimme ein:

„Leid, Neid und Haß, auch ich hab' sie empfunden, Ein stummgeprüfter, müder Wandersmann —“

Das Fräulein, welches den Fremdling

zuerst ganz betroffen angesehen hatte, konnte sich schließlich der Komik der Situation nicht entziehen und brach in ein herzliches Gelächter aus, das sich noch verstärkte, als der Sänger nach Beendigung seines Liedes mit unverändert ernstem Gesichte seinen verwitterten Filz mit den Worten hinhielt: „Der arme Wandersmann bittet um eine kleine Reiseunterstützung.“

„Eine vortreffliche Maskerade, mein Herr!“ rief sie. „Aber wenn es Ihnen darum zu thun ist, für ganz echt zu gelten, müssen Sie sich weniger elegant verbeugen und auch keine Lieder singen, die immerhin einen gewissen Bildungsgrad verrathen.“

„Ach so,“ meinte der Bagabond etwas verwirrt, „das stammt noch aus der Zeit, wo ich in besseren Verhältnissen lebte. Gegenwärtig bin ich jedoch nichts mehr und nichts weniger als wirklich ein sehr unterstützungsbedürftiger Mensch.“

„Was Sie sagen!“ — warme Theilnahme leuchtete plötzlich aus ihren Blicken. „Wie konnten Sie denn so — so —“ Sie stockte. „Herunterkommen?“ meinte er zögernd.

Die Frage war ihm schon häufiger vorgelegt worden, und er dann um irgend ein Märchen nie verlegen gewesen. Doch jetzt —!

Die süße Stimme der Fragerin, ihr Liebreiz griffen ihm seltsam an's Herz. Scham und Scheu überkamen ihn plötzlich. „Erlassen Sie mir das Bekenntniß,“ vollendete er dumpf.

„Sie hatten gewiß unverschuldetes Unglück?“

„Bitte, untersuchen wir das nicht weiter; ich bin kaum Ihres Mitleids würdig, aber —“ setzte er mit einer Art verzweifeltsten Humors hinzu, „gegen einige Nickel nicht unempfindlich.“

„Sie sollen sie haben,“ entgegnete das Mädchen ruhig, „allein nicht eher, bis ich Ihre Geschichte erfahren habe.“

Sie setzte sich im Kahne, dessen Kette sie um einen am Ufer stehenden Pflock geschlungen hatte, zurecht und schaute den jungen Mann erwartungsvoll an.

„Meinetwegen,“ fügte sich dieser in gepreßtem Tone. „Ich ziehe sogleich meine Straße weiter; wir erblicken einander im Leben wohl nicht wieder; es kann mir also nichts ausmachen. — Meine Wiege stand in einem an-

Humoristisches. Der geschiedte Bussy und sein folgsames Herrl!



Geh', Bussy, geh' in's Wasserl'.



Geh'ft herein — sei ein braves Hundl.



Bussy komm' — 's Wasserl' ist gut —



Wart', Bussy, jehz wirft' schon in's Wasserl' gehn.



Na so komm', Bussy, schau nur, 's Herrl' geht fort.



Was will ich denn machen! Ich muß wieder 'nüber, sonst verlaufft er sich am End'.



U' so a' Raab'ndieh, na wart', Bussy!



Na ja, Bussy, bist wieder gut, hast dein' Herrn wieder gern?

gesehenen Kaufmannshause. Selten wurde ein Kind mit größerer Zärtlichkeit umgeben — zu seinem Verderben; bei festerer Zucht wäre wahrscheinlich etwas Anderes, Besseres aus mir geworden. In meinem vierzehnten Jahre verlor ich meine Mutter und blieb nun, da sich mein Vater bei seinem umfangreichen Geschäft gar nicht um mich kümmern konnte, mir vollständig selbst überlassen. Zudem wollte es noch mein Unstern, daß ich mir gerade die verdorbensten Burschen zu Freunden erwählte; so geschah es eines Tages, daß ich wegen schlechter Streiche vom Gymnasium verwiesen wurde. Mein ehrenhafter Vater war außer sich. Er brachte mich in ein Pensionat, das einen ungemein strengen Vorsteher besaß. Das geringste Vergehen wurde mit Arrest bei Wasser und Brod bestraft. Kein Schüler durfte sich aus der Anstalt entfernen; ein Spaziergang in dem zugehörigen Garten bot die einzige Gelegenheit, frische Luft zu schöpfen. Der Uebergang von fesselloser Freiheit zu diesem vollkommenen Gefängnißleben war zu unvermittelt, zu schrecklich für mich. Eines schönen Tages schlich ich mich gelegentlich des Spazierganges, als der uns begleitende Lehrer einen Augenblick den Rücken wandte, in's Gebüsch, überkletterte eine Mauer, an der behufs Reparatur eine Leiter lehnte, rannte zu dem nahen Bahnhofe, woselbst gerade ein Zug zur Abfahrt bereit stand, erbettelte mir von einigen mildthätigen Reisenden das Geld zu einer Fahrkarte und dampfte nach Hause. Sie können sich das Entsetzen meines Vaters bei meinem Erscheinen denken. Er ließ sich aber endlich bestimmen, mich so lange bei sich zu behalten, bis sich irgend eine Stellung für mich gefunden haben würde. Einer seiner auswärtigen Geschäftsfreunde bot mir schließlich eine solche in seinem Comptoir. Eine Zeit lang ging's gut, dann brach mein Leichtsinn sich wieder Bahn. Ich durchschwärmte die Nächte, machte Schulden über Schulden. Als sich die Gläubiger zuletzt um Bezahlung an meinen Prinzipal wandten, wies dieser mich aus dem Hause. Mein Vater hatte sich mittlerweile wieder verheiratet, und es war wohl hauptsächlich dem Einflusse seiner zweiten Frau zuzuschreiben, daß er sich, als meine Gläubiger nun von ihm Bezahlung ihrer Forderungen verlangten, vollständig von mir los sagte. So stand ich denn, ein neunzehnjähriger junger Mensch, hilf- und mittellos auf der Straße. Erlassen Sie mir den eingehenden Bericht, wie ich mich weiter durch's Leben schlug. Drei Jahre war ich drüben in Amerika. Nichts gelang mir, wohl deshalb, weil ich es nicht mit dem nöthigen Ernste angriff. Daher kehrte ich wieder nach Deutschland zurück, und setzte das bereits in Amerika begonnene Landstreicherleben fort, und so sehen Sie mich jetzt noch als Vagabunden vor sich. — Das ist meine Geschichte.

„Welch' ein Glend,“ flüsterte sie. „Wandten Sie sich denn niemals wieder an Ihren Vater?“
 „Wozu? Ich habe ihn zu tief gekränkt.“
 „Und was soll denn schließlich mit Ihnen werden?“
 „Ich weiß es nicht. Es lohnt sich auch nicht, weiter darüber nachzudenken.“
 „O doch! Ich will doch einmal sehen, ob gar nichts für Sie geschehen kann. Warten Sie hier eine kleine Weile; ich gehe drüben zur Villa, wo eine befreundete Familie von auswärts wohnt, deren Haupt ein reicher Kaufmann und sehr braver Mann ist. Ihm werde ich Ihren Fall vortragen; vielleicht weiß er Rath und Hilfe.“

Sie sprang aus dem Kahn, eilte über die Chauffee und verschwand durch das offene Gitterthor der das bezeichnete Besitzthum einschließenden Mauer in den Gängen des dahinter beginnenden Parkes.

Der Vagabund schaute ihrer schlanken Gestalt nach und murmelte: „Träume oder wache ich denn? Fand sich wirklich noch ein menschliches Wesen und ein so liebliches dazu, das mir seine Theilnahme bezeugte? Mir, dem verlumpten, jämmerlichen Menschen? Ach was,“ fuhr er dann aus seinem Brüten auf, „das hilft doch Alles nichts mehr. Also fort von hier, bevor sie wiederkehrt, und ich sie noch einmal sehe!“

Er drückte den Hut auf den Kopf und erfaßte den Knotenstock; da wurde plötzlich lautes Kinderjauchzen laut, und ein etwa fünfjähriger Knabe stürmte, von einem jungen Mädchen gefolgt, aus demselben Gitterthor, das die junge Dame vorhin passirt hatte.

„Da ist Tante Irma's Kahn!“ rief der Knabe. „Da setze ich mich hinein und schaukle mich!“

„Willst Du wohl zurück, Frik!“ schrie das Mädchen. „Wenn Du in's Wasser sielest. Um Gottes willen!“

Der Knabe kümmerte sich nicht um die Mahnung, faßte laut lachend den Rand des Bootes und blickte schelmisch nach seiner Verfolgerin, ohne so zu merken, daß das Schifflein durch den Druck der kleinen Hand zurückwich. Das Kind verlor infolge dessen das Gleichgewicht und stürzte kopfüber in den Weiher.

Das Mädchen stieß einen gellenden Hilferuf aus. Aber schon kam Beistand. Der Vagabund war in einigen Sähen an der Unglücksstelle, warf Stock, Hut und Rock von sich und sprang in das Wasser. Unmittelbar darauf tauchte er bereits wieder auf, mit einer Hand das lockige Haupt des Kindes hoch emporhebend.

Ueberglücklich nahm das Kindermädchen den Knaben in Empfang, legte ihn vorsichtig in's Gras und half dann auch dem Retter das Ufer erklimmen. Dieser machte noch einige Schritte und taumelte plötzlich bewußtlos zu Boden. Das Mädchen gewahrte, wie ihm aus einer Kopfwunde das Blut stromweise über das Gesicht lief und erhob abermals ihre Hilferufe.

2.

Zur selbigen Zeit, als Fräulein Irma den Landstreicher verließ, saßen auf der Terrasse der jenseits der Straße liegenden Villa ein Herr von etwa fünfundsünfzig und eine Dame von etwa dreißig Jahren. Der Herr blickte mit schweremüthigem Ausdruck in dem blassen, ein körperliches oder Seelenleiden verrathenden Gesichte auf die Parkanlagen hinaus, während die Dame, eine schöne, stattliche Erscheinung, mit Stolz und Selbstbewußtsein verrathenden Zügen, ihn prüfend ansah.

„Eberhard!“ sagte sie plötzlich scharf, so daß er erschreckt zusammenfuhr. „Gibst Du Dich wieder Deinen nutzlosen, schädlichen Grübeleien hin?“

„Liebe Adelheid!“

„Der Ungerathene verdient es nicht. Wer weiß, ob er überhaupt noch lebt.“

„Ja, wer weiß,“ seufzte der alte Herr. „Ich durste ihn nicht so auf die Straße hinausstoßen.“

Seine Frau gab keine Antwort; sie winkte statt dessen freundlich in den Park hinab, wo in diesem Moment Fräulein Irma sichtbar wurde.

„Guten Tag, Frau Rütther, guten Tag, Herr Rütther!“ klang die helle Stimme der jungen Dame, welche blitzschnell die Terrassentreppe hinaufsprang. „Komme ich genehm?“

„Immer, liebes Fräulein!“ versicherte Frau Rütther.

„Ich habe heute etwas ganz Besonderes und Ernstes mit Ihnen zu reden. Ich machte da nämlich vorhin die Bekanntschaft eines

armen Menschen, der früher bessere Tage gesehen hat. Er würde sich wohl, wenn sich Jemand seiner annähme, aus seinem bedauernswerthen Zustande wieder emporraffen, und da wollte ich Sie, Herr Rütther, denn um Rath fragen, auf welche Weise die Beihilfe am besten geschähe.“

„Nein, so was, Fräulein Irma,“ lächelte der alte Herr. „Wie alt ist Ihr Schülking denn?“

„Vielleicht fünfundsanzig Jahre.“

„Und wie machten Sie seine Bekanntschaft?“

Irma gab den gewünschten Aufschluß und wiederholte dabei auch das ihr vom Vagabunden über seine Vergangenheit Berichtete, um nun zu ihrem Erstaunen zu bemerken, daß dabei ihre Zuhörer, namentlich Herr Rütther, in immer größere Aufregung geriethen.

Plötzlich wurde sie durch Hilferufe, die sich jenseits der Parkmauer erhoben, unterbrochen.

„Um Gottes willen,“ fuhr Frau Rütther auf, „das ist die Stimme von Frikens Bonue! Was mag da vorgefallen sein?“

Sie eilte, von Irma gefolgt, in wilder Hast die Terrassentreppe hinab und durch den Park dem Thore zu, wo ihr die Wärterin, den bewußtlosen Knaben auf dem Arm, entgegen kam.

„Frik ist in den Weiher gestürzt,“ stammelte das Mädchen. „Der Mann, der dort am Boden liegt, holte ihn heraus und scheint sich dabei verletzt zu haben.“

„Ach, der arme Mensch!“ rief Irma, holte ohne Weiteres ihr Battisttuch hervor und begann dem Ohnmächtigen das Blut von dem Gesichte zu wischen.

„Lebt mein Kind noch?“ ächzte Frau Rütther.

„Ich hoffe es!“ jammerte die Bonne; „es war ja nur einen Augenblick unter Wasser.“

Jetzt erschien auch Herr Rütther auf dem Schauplatze. Nur einen Blick warf er auf den noch immer bewußtlosen Landstreicher, dann sank er neben demselben auf die Knie nieder und stammelte: „Karl, mein Sohn!“

„Wie!“ rief die junge Dame in höchster Betroffenheit. „Ihr Sohn ist es, Herr Rütther?“

„Mein armer verlorener Sohn!“ murmelte der alte Herr.

„Und er rettete seinem Bruder das Leben!“

flüsterte Irma. —

Mittlerweile war Frau Rütther mit dem Kinde, von der Bonne gefolgt, zur Villa geeilt, und die junge Dame meinte nun zu Herrn Rütther: „Was beginnen wir mit dem Unglücklichen? Hier können wir ihn doch nicht lassen?“

„Gewiß nicht. Hoffentlich erholt er sich bald.“

Endlich gab der Ohnmächtige wieder Lebenszeichen von sich.

„Karl,“ sagte der alte Herr in weichem Tone.

Der Landstreicher öffnete die Augen und flüsterte: „Der Vater! Welch' ein schöner, schöner Traum!“

„Nein, kein Traum, sondern Wirklichkeit!“ rief das Mädchen schluchzend.

„Fühlst Du Dich kräftig genug, mit uns zu gehen?“ fragte Herr Rütther. „Komm', ich helfe Dir.“

Er faßte ihn um den Leib; Irma unterstützte ihn dabei, und so stand der Verwundete endlich aufrecht. Dann nahmen ihn die Beiden unter die Arme und geleiteten ihn langsam zur Villa.

Auf der Terrasse stand Frau Rütther und empfing den Gatten mit den frohen Worten: „Frik ist wieder zu sich gekommen und schläft jetzt tief und fest!“

„Weißt Du auch, wer ihn rettete?“ fragte der alte Herr bewegt. „Mein Sohn Karl! Gott erfüllte meine heißen Bitten und schickte ihn mir wieder.“

Er ließ dabei mit Irma's Hilfe den noch immer nicht sicher Stehenden auf einen Stuhl nieder und fuhr fort: „Sehen wir jetzt einmal nach der Wunde.“

Es fand sich eine ziemlich tiefe Verletzung oberhalb der Stirn.

„Du hast ja das nöthige Verbandzeug, Adelheid. Hol' es herbei.“

Die also Bedeutete entfernte sich langsam und widerwillig, von dem tieftraurigen Blicke ihres Mannes gefolgt. Dann zog derselbe hastig die Klingel.

„Wein und kalte Küche!“ gebot er dem herbeieilenden Mädchen.

Bald darauf stand das Bestellte vor dem verlorenen Sohne, der sich nicht lange nöthigen ließ. Während er aß und trank, wurden seine Bewegungen zusehends elastischer, die bleichen Wangen rötheten sich, und die Augen erhielten wieder einen lebhafteren Blick.

Der alte Mann gewährte das mit Freuden. Er flüsterte der nicht minder Antheil nehmenden jungen Dame zu: „Wollen Sie nicht einmal nachsehen, wo meine Frau bleibt?“ und wandte sich, als das Mädchen in's Haus eilte, mit den Worten an seinen Sohn, der gerade seine Mahlzeit beendet hatte: „Nun, Karl, wie findest Du Dich?“

„Biel besser, Vater, aber“ — er fuhr sich mit der Hand über die Stirn — „ist das denn Alles wirklich kein Traum?“

„Nein, nein, so wunderbar es mir selbst erscheint.“

„Du hältst Dich wohl hier, fern von Hause, zur Erholung auf? Bist leidend aus Kummer und Sorge über mich, Deinen ungerathenen Sohn?“

„Sprich jetzt nicht davon. Es kann Alles noch gut werden.“

„Das sagte mir auch das Fräulein vorhin. Wie wäre es aber möglich? Denk' nur, Dein Sohn zog über die Landstraßen und durch die Ortschaften, durch Betteln sein Leben fristend.“

„Das vergißt sich Alles wieder. Ich mache Dir folgenden Vorschlag. Ich verseehe Dich mit neuer Kleidung und Geld. Dann gehst Du nach L., der nächsten Kreisstadt, zu meinem Freunde Schultzeiß, dem dortigen Apotheker, an den ich Dir einen Brief mitgebe, und bleibst bis auf Weiteres bei ihm. Ist Dir das recht?“

Der junge Mann nickte: „Ich danke Dir und will es Dir zu Liebe wenigstens versuchen, mich wieder an ein geregelteres Leben und eine ernste Beschäftigung zu gewöhnen.“

3.

Eine Stunde später wanderte Karl Rütther bereits der kleinen Stadt L. entgegen. Die Sonne brannte noch immer sehr heiß hernieder, und er fühlte bald, daß er sich zu viel zugetraut hatte.

„Da drüben auf der Wiese stehen Heupyramiden, die Schatten und weiches Lager spenden,“ murmelte er vor sich hin; „profitiren wir davon. Ich komme gegen Abend noch früh genug nach der Stadt.“

Bald darauf hatte er sich in dem Heu ein bequemes Lager zurecht gemacht und war fest eingeschlafen. Bei seinem Erwachen standen die Sterne am Himmel; es mußten also Stunden verfloßen sein. Er wollte sich gerade aufrichten, als plötzlich Sprechen an sein Ohr drang, das von der andern Seite des mächtigen Heuhaufens kam.

„Ich begreife die Courage der Frauenzimmer nicht, ohne Mannsperson in dem einsamen Hause so allein zu wohnen, nicht einmal einen Hund zu halten,“ sagte eine dem Lauscher sehr bekannt vorkommende krähende Stimme.

„Und wie gelangen wir am besten hinein?“ fragte ein anderes rauhes, Karl ebenso bekannt klingendes Organ.

„Ich weiß Bescheid, komm' nur mit.“

Dumpfe Schritte wurden laut, und Karl

Rütther bemerkte, vorsichtig um den Heuhaufen lugend, zwei über die Wiese dahin eilende Gestalten. Ueber ihre Absichten war er nicht im Mindesten im Zweifel, ebensowenig darüber, daß es seine beiden Gefährten von heute Mittag waren. Sollten sie es auf die Bewohner jenes Schloßchens, also mit auf jenes holde Mädchen abgesehen haben, das er heute kennen gelernt hatte? Rasch war er aufgesprungen und den Beiden schnell und geräuschlos nachgeschritten. Sie wanderten am Ufer des die Wiese begrenzenden Flüsschens hin, das später den erwähnten Weiher bildete, überschritten einen Steg und verfolgten nun einen von Bäumen begrenzten Pfad. Karl blieb ihnen, die letzteren als Deckung benutzend, auf den Fersen. Endlich kam das Schloßchen in Sicht, und plötzlich waren die Strolche in den dasselbe umgebenden Gartenanlagen verschwunden.

Karl eilte um das Gebäude, bis er die Thür fand, und zog heftig die Glocke.

Nach einer Weile fragte eine jaghafte Stimme, wer da sei.

„Deffnen Sie schnell!“ rief der junge Mann. „Es befinden sich Diebe im Hause!“

Ein lauter Aufschrei folgte, dann wurde der Schlüssel umgedreht, und die Thüre that sich auf.

Karl stürzte an dem mit einem Lichte dastehenden Mädchen vorbei, öffnete auf's Gerathewohl eine Thür und fand sich Irma gegenüber.

„Ah!“ rief diese freudig überrascht, „Sie sind es, Herr Rütther! Welch' ein Glück! Sehen Sie nur“ — sie deutete auf eine gegenüber befindliche Glas Thür — „man hatte schon eine Scheibe eingedrückt. Ihr Klingeln verschreckte jedenfalls die Diebe. Auf welche Weise erfuhren Sie den Anschlag?“

Karl wollte berichten, als eine zweite, ältere Dame eintrat.

„Denke Dir, Mutter,“ rief ihr Irma entgegen, „Herr Rütther dort, von dem ich Dir vorhin erzählte, haben wir es zu verdanken, nicht beraubt worden zu sein!“

Frau Drossard, eine noch stattliche Erscheinung, warf einen prüfenden Blick auf den jungen Mann und sagte: „Sie haben uns einen großen Dienst geleistet, empfangen Sie meinen herzlichsten Dank dafür. Bis morgen sind Sie unser Gast. Dann reden wir weiter.“

„So lassen Sie mich zu Ihrer Sicherheit hier bleiben,“ meinte Karl. „Dort das Sopha genügt mir als Lagerstatt; ich war manche Nacht nicht so weich gebettet.“

„Ganz nach Ihrem Belieben,“ lächelte Frau Drossard. „So komm, Kind. — Gute Nacht, Herr Rütther.“

„Wünsche wohl zu ruhen, meine Damen.“ Mutter und Tochter zogen sich zurück; Karl legte sich auf dem Sopha zurecht und versank bald wieder in tiefen Schlummer.

Die Sonne schien bereits hell in das Gemach, als er wieder erwachte. Er erhob sich, und bald darauf pochte es an die Thür. Auf sein „Herein!“ erschien ein Dienstmädchen, welches ihm die Einladung Frau Drossard's zum Frühstück überbrachte.

„Setzen Sie sich zu uns,“ empfing ihn die Dame, welche mit Irma am Tische saß. „Bedienen Sie sich; nachher wollen wir zusammen verhandeln.“

Karl ließ sich das Frühstück munden, worauf Frau Drossard begann: „Herr Rütther, ich bin keine Freundin von Umschweifern. Meine Ansicht stimmt mit der Ihrigen, die ich durch meine Tochter erfuhr, der sie Ihr Vater anvertraut, darin überein, daß Sie vor der Rückkehr in's Vaterhaus gut daran thun, an anderer Stelle den Beweis zu liefern, daß Sie etwas zu leisten im Stande sind. Ich besitze ausgedehnte Güter, und mein alter Verwalter wünschte schon längst eine jüngere Kraft zur Unterstützung; als eine solche möchte ich Sie nun gewinnen.“

Karl erwiderte betroffen: „Ich verstehe von derartigen Obliegenheiten aber durchaus nichts.“

„Das lernt sich rasch; es gehört nur Eifer und guter Wille dazu. Kann ich auf beides bei Ihnen rechnen?“

„Das können Sie,“ versetzte der junge Mann tief bewegt. „Sie sollen Ihre Güte nie bereuen!“

„Also abgemacht.“

Beide tauschten einen festen Händedruck aus.

Zwei Jahre vergingen, und während dieser Zeit bewies der ehemalige Landstreicher, daß es ihm mit seiner Umkehr in der That ernst war, daß trotz Allem, was er früher gefehlt, ein guter Kern in ihm steckte. Er war inzwischen natürlich mit seinem Vater in reger schriftlicher Verbindung geblieben, und der alte Herr bestand immer lebhafter auf des Sohnes Rückkehr und dessen Eintritt in sein Geschäft, zumal sich seine Frau nun ebenfalls, da der alte Procurist mittlerweile gestorben war, von der Nothwendigkeit dieser Rückkehr überzeugt hatte.

Und so erschien Karl eines Tages bei Frau Drossard und bat mit stoßender Stimme um seine Entlassung. Ihm war das Herz so schwer, und er wagte Irma, welche sich bei ihrer Mutter befand und bei den Worten des jungen Mannes ganz blaß wurde, gar nicht anzusehen.

„Es thut mir aufrichtig leid,“ sagte die Dame; „denn ich habe Ihren Fleiß und Ihre Fähigkeiten schätzen gelernt; unter den obwaltenden Umständen wage ich aber nicht, Ihren Wunsch zu verweigern.“

„Auch ich scheidet nicht gern,“ betheuerte Karl, „und nur die Hoffnung, daß Sie mir gestatten, Sie später einmal wieder aufzusuchen, erleichtert mir den Abschied.“

„Sie werden mir immer willkommen sein.“

„Werden auch Sie, Fräulein Irma, meiner freundlich gedenken?“ fragte Karl.

„O gewiß,“ flüsterte das Mädchen und lief hastig aus dem Zimmer, wobei er aber noch sah, wie ihre Thränen unaufhaltsam zu fließen begannen. Ein seliges Gefühl stieg in seinem Herzen auf, dem er aber noch nicht Worte zu leihen wagte.

Ein Jahr später aber, nachdem er sich bereits als Leiter des väterlichen Geschäftes genügend bewährt hatte, kehrte er, diesmal in Begleitung seines Vaters, auf das Landgut seiner Gönnerin zurück, wo der alte Herr für den wiedergefundenen und geretteten Sohn um die Hand Irma's warb. Und diese Hand wurde dem einstmaligen Landstreicher auch nicht verweigert. Voll Seligkeit flüsterte dieser seiner Braut zu zu: „Nur die Liebe zu Dir hat mich wieder auf den rechten Weg zurückgeführt; sie machte aus dem verkommenen Stromer wieder einen geachteten Menschen und den Glücklichsten der Sterblichen.“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Fatales Wortspiel. — Einer der schönsten, mit Parkanlagen geschmückten Plätze Batavia's, der „Waterloo-Platz“, trägt als eine weithin sichtbare Zierde eine mächtige Säule, auf welcher ein künstlerisch sehr unvollkommener Löwe liegt, während eine unten befindliche Inschrift die Tapferkeit der Niederländer preist, vermöge deren allein die Schlacht bei Waterloo gewonnen worden sei, eine Behauptung, die man mit dem Selbstgefühl der Holländer entschuldigen mag, denn in Wahrheit waren es gerade die niederländischen Truppen, die dem Angriffe des Marschalls Ney nicht Stand hielten und von den Engländern aufgenommen werden mußten. Als nun der englische Naturforscher Henry Forbes vor einigen Jahren Java's Hauptstadt besuchte und mit einigen Bekannten unter anderen Sehenswürdigkeiten auch jene Säule in Augenschein nahm, leistete einer seiner Freunde folgenden klassischen Ausspruch, der als ein

ebenso wahres wie witziges, wenn auch nicht sehr artiges Wortspiel gelten muß: „Der oben liegende Löwe ist nicht mehr werth, als die unten lügende Inschrift.“

Auf der Eisenbahn vor 50 Jahren. — Die Personenwagen gingen auf vier Rädern, die dritte Klasse war auf einigen Eisenbahnen unbedeckt. Auf einigen Bahnen waren auf den Dächern der Wagen sogenannte Impérials angebracht, die aber wegen ihrer Gefährlichkeit wieder abgeschafft wurden. Die Puffer bestanden aus hölzernen, gepolsterten Scheiben. Um das Hineinfliegen der Funken in die Augen zu vermeiden, setzte man sich gern rückwärts, was auch Leuten, die sonst das Rückwärtsfahren nicht vertrugen konnten, nichts schadete. Man hatte auch Eisenbahnbrillen von Fensterglas im Gebrauch. Das Rauchen war in England und Rußland gänzlich untersagt, in Deutschland und anderen Ländern in der dritten Klasse, aber nur in besonderen Coupés gestattet. Reisewagen, die es damals noch vielfach gab, konnten transportirt werden, auch die Reisenden darin sitzen bleiben, Letztere mußten aber außer den Transportkosten noch ein Billet zweiter Klasse lösen. Ein Extrazug von nur ein bis zwei Wagen kostete pro

Meile 12 bis 14 Thaler. Bei sehr langen Bahnen, z. B. Wien-Prag, ging täglich nur ein Zug. Um den Stoß der Lokomotive, auch den durch die Funken der Esse vermeintlich zu befürchtenden Schaden zu vermeiden, ließ man unmittelbar hinter der Lokomotive zwei bis drei Güterwagen, die entweder mit Steinen oder ähnlichen nicht leicht Feuer fangenden Stoffen angefüllt waren oder leer gingen, anhängen, dann erst kamen Personenwagen, dahinter aber wieder Güterwagen, die den Stoß einer zufällig hinter dem Zuge herfahrenden, und ihn etwa berührenden Lokomotive brechen sollten. Auch das Ziehen zweier hintereinander gespannter Maschinen vermied man, um Unglücksfällen aus dem Wege zu gehen. Für noch gefährlicher hielt man das Schieben einer Lokomotive. Auf belgischen, rheinischen und bayrischen Eisenbahnen wurde alles Gepäck besonders bezahlt, nur Kleinigkeiten, wie Körbchen für Frauen, Mäntel, Sig- und Kopfstützen, waren ausgenommen. Die Güterbeförderung hatte ihre großen Mängel. Daher bedienten sich viele Kaufleute noch immer der Pferde und der Chausseen. Die Uniform der Eisenbahnbeamten war ein schwarzgrauer oder blauer oder brauner Ueberrock mit weißen oder gelben Knöpfen und hellblauen,

grünen, rothen oder anderen Aufschlägen. Das Coupiren der (nicht gepappten) Billets bestand im Abreißeln eines Streifens. Die Regierungen versuchten mehrfach eine polizeiliche Ueberwachung der Bahnen; z. B. ließ man im Königreich Sachsen dem, der dem Billeteur oder dem bei demselben befindlichen Polizeibeamten nicht bekannt war und der keine Legitimation bei sich führte, kein Billet verabfolgen. Auch in den nicht so strengen Staaten begleitete ein Gendarm oder ein Polizist den Zug, um auf verdächtige Personen zu fahnden und ihnen den Paß abzufordern.

Das Geheimniß des Königs. — Als Bernadotte König von Schweden geworden war, erkrankte er und sollte am Arm zur Ader gelassen werden. Er weigerte sich lange. Endlich gab er es zu, ließ aber alle Anwesenden abtreten, außer dem Leibbarzte. Dann nahm er diesem sein Ehrenwort ab, nie etwas, so lange er lebe, sagen zu wollen, und streifte sein Hemd am Arme empor. Der Leibarzt hat das Geheimniß auch erst nach Bernadotte's Tode verrathen. Auf dem Arme fand sich nämlich eine vollkommen deutliche Tätowirung, eine phrygische Freiheitsmütze mit der Umschrift: „Tod den Königen!“ Es war das



Der Molde-Fjord in Norwegen.

eine Erinnerung aus der Revolutionszeit und Bernadotte's Jugendtagen, da der einstige Monarch noch Soldat der französischen Republik war. [E. D. H.]

Der Molde-Fjord in Norwegen.

(Mit Abbildung.)

Norwegen ist eines der malerischsten Länder der Erde und wird daher bei den heute so bequem gemachten Reisegelegenheiten während des Sommers in immer steigendem Maße von Touristen besucht. Ein besonders kennzeichnendes Merkmal der norwegischen Landschaft längs der Küste sind die Buchten oder Meeresarme, die man Fjorde nennt, und aus denen die großartigen Felsenberge von Urgestein, mit mächtigen Gletschern überlagert, unmittelbar und fast senkrecht emporsteigen. Diese Fjorde bilden den schönsten Theil von Norwegens vielzerrissener Küste, denn gewöhnlich begleitet die Ufer dieser eigenthümlichen Meeresarme ein schmaler und fruchtbarer Landstreifen, der durch die Berge gegen die Winde geschützt ist und daher ein für diese Breiten mildes Klima hat, wozu auch der Golfstrom beiträgt. Unsere Abbildung stellt den großartigen, überaus malerischen, fruchtbaren und wohlbevölkerten Molde-Fjord mit dem Städtchen Molde, im Amt Romsdal, dar, eine der herrlichsten Gegenden von Norwegen, wo das Anmuthige und das Erhabene sich zu einem der ergreifendsten Landschaftsbilder der ganzen Erde vereinigen.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 29.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 27:

Was Du Gutes thust, schieb' in den Sand, was Du empfängst, auf eine Marmorwand.

Diamant-Räthsel.

		A							
		A	A	A					
		A	B	B	D	E			
		E	E	E	F	F	F	G	
		I	K	L	L	M	M	N	N
		N	N	N	O	O	P	P	R
		R	R	R	R	S	S		
				T	U	U			
					Z				

Nach dem Muster der vorstehenden Figur sind aus deren Buchstaben zu bilden: 1) ein Buchstabe, 2) ein Glied des Körpers, 3) ein Blumengewinde, 4) ein berühmtes deutsches Herrscherhaus, 5) ein bekannter Meisterfinger, 6) ein Königreich, 7) eine gewerbliche Vereinigung, 8) eine berühmte alte Stadt, 9) ein Buchstabe.

Die wagrechte und senkrechte Mittellinie ergeben das Gleiche, einen bekannten Meisterfinger. [H. Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 29.

Auflösungen von Nr. 27:

des Arithmogryphs: Thorwaldsen, Holland, Otern, Hofe, Wodan, Ahorn, Leonhard, Dresden, Sadowa, Eßner, Nordsee; der Charade: Auster.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.